GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Mehr-Genießen: Von nichts kommt etwas : Das Reale, das Politische und die Produktionsbedingungen – Zur Produktivität einer Unmöglichkeit

Lummerding, Susanne

2009

https://doi.org/10.25595/261

Angenommene Version / accepted version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lummerding, Susanne: *Mehr-Genießen: Von nichts kommt etwas : Das Reale, das Politische und die Produktionsbedingungen – Zur Produktivität einer Unmöglichkeit*, in: Paul, Barbara; Schaffer, Johanna (Hrsg.): Mehr[wert] queer. Visuelle Kultur, Kunst und Gender-Politiken = Queer added (value) (Bielefeld: transcript, 2009), 199-210. DOI: https://doi.org/10.25595/261.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Susanne Lummerding

Mehr-Genießen: Von nichts kommt etwas.
Das Reale, das Politische und die Produktionsbedingungen - zur Produktivität einer Unmöglichkeit[1]

Von nichts kommt – nicht nichts, sondern: – etwas. Mit dieser Behauptung, die ich im Folgenden näher erläutern möchte, will ich nicht nur dem allzu bekannten Nachhall einer christlich-kapitalistisch geprägten pädagogischen Ermahnung zur ‚rechtschaffenen', produktiven Arbeit widersprechen. Vielmehr geht es mir vor allem darum, den im marxistischen Konzept des Mehrwerts benannten Zusammenhang von Produktion und Überschuss mit Jacques Lacans auf Karl Marx rekurrierendes Konzept des Mehr-Genießens neu zu formulieren, um dies für eine Konzeption von *queer* als kritische/politische Kategorie einer Kritik an identitätslogischen Repräsentationskonzepten produktiv zu machen. Den im Begriff des Mehr-Genießens benannten Überschuss, der notwendig jede Konstruktion von Identität konstituiert und zugleich eindeutige Identitätsbestimmungen verunmöglicht, will ich als *logischen*, nicht quantitativen, begreifbar machen. Der im Tagungskonzept formulierten Frage nach einem „Mehr(wert) queer" möchte ich in ihrer Bezugnahme auf den marxistisch-kapitalismuskritischen Begriff des Mehrwerts folgen und hinsichtlich der Funktion bzw. auch des Gebrauchswerts des Terminus *queer* überprüfen: Inwieweit ist der Begriff des Mehrwerts als quasi positiv gewendeter Kampfbegriff für eine antinormative, (neo-)liberalismuskritische queere Repräsentationspraxis anwendbar? Inwieweit wäre hier von ‚Profit' oder von ‚Verlust' zu sprechen?

Der marxistische Begriff des Mehrwerts, der im Unterschied zu den Konzepten von Adam Smith und David Ricardo vor allem als historisch variabler definiert ist, meint zunächst einen Wert, der über Gebrauchswert wie auch Tauschwert hinausgeht und vor allem größer ist als der Tauschwert.[1] Im System kapitalistischer Akkumulation und Aneignung von Mehrwert wird dieser allerdings selbst quasi zum Gebrauchswert für kapitalistische Interessen. Marx hat jedoch mit seiner Annahme nicht recht behalten, die kapitalistische Produktionsweise würde sich aufgrund der ständig steigenden Mehrwertproduktion, der Akkumulation von Kapital und Konkurrenz und infolge dieser Ausbeutungsstrategien der tendenziell sinkenden

[1] Ersch. in: Barbara Paul, Johanna Schaffer (Hg.), Mehr[wert] queer. Visuelle Kultur, Kunst und Gender-Politiken, Bielefeld: transcript 2009

Durchschnittsprofitrate quasi von selbst erledigen. Mit Blick auf die Voraussetzungen, auf deren Basis eine derartige Utopie denkbar war, ist also zu fragen, inwieweit sich Warenproduktion und Bedeutungsproduktion als vergleichbare Praktiken verstehen lassen bzw. wie sich der Zusammenhang ökonomischer und politisch-kultureller hegemonialer Strukturen kritisch analysieren und verändern ließe, *ohne* identitätslogische Parameter zu reproduzieren und *ohne* von einem abschließbaren Prozess auszugehen. Vor allem geht es mir aber darum, zum einen die mit den Kategorien Pflicht und Wert verbundenen Konzepte von Ökonomie und Ethik kritisch zu befragen, um sie von den Imperativen der Akkumulation und der Moral zu entkoppeln; zum anderen interessiert es mich, der Vorstellung einer Kalkulierbarkeit von Identität als diskreter, berechenbarer Größe bzw. ‚Wert' eine Kritik an Identitätslogik entgegenzusetzen, die gerade mit dem Verweis auf die Unverfügbarkeit einer außersprachlichen Garantie einen ethischen Anspruch formuliert. Damit will ich auch ein kritisches Neu-Denken des Zusammenhangs von Ökonomie, Politik und Ethik anregen, das die Definition dieser Kategorien selbst und vor allem jene des Politischen tangiert. Denn genau diese Unverfügbarkeit einer außersprachlichen Sicherheit führt auch jeden herkömmlichen Begriff von Ethik, das heißt jeden absoluten, als Gemeingut auch im ökonomischen Sinn verstandenen Begriff eines Guten und Rechten ad absurdum. Und genau diese Unverfügbarkeit verknüpft auf diese Weise jede Produktion von Bedeutung und Realität mit Verantwortung.

Mehr-Genießen

Eine darauf aufbauende Neu-Definition von Ethik jenseits moralischer Regelwerke ist mit Jacques Lacan eng an eine Theorie des Genießens bzw. Mehr-Genießens zu knüpfen. Diese folgt nicht der Idee der Befriedigung eines Begehrens oder der Erfüllbarkeit eines Ideals, sondern verweist auf die permanente Produktion von Überschuss (Lacan 1996: 250ff, 276f). Lacans Ansatz bietet sich hier nicht nur aufgrund des expliziten Bezugs auf den Marx'schen Begriff des Mehrwerts an, sondern auch deshalb, weil er erlaubt, den Vorgang der Produktion und vor allem die Produktions*bedingungen*, anders als Marx, jenseits einer Akkumulationsökonomie zu denken. Auf dieser Basis lässt sich, über Lacan hinausgehend, die Argumentation einer Identitätskritik, die sich auf die sprachlogischen Voraussetzungen der Produktion von Werten in Form von Bedeutung, Identität und Realität konzentriert, mit einer Neu-Konzeptualisierung des Politischen und eines politischen Subjekts verknüpfen. Produktion erweist sich in diesem Zusammenhang als ein durch Begehren und Überschuss bestimmter und auf dieser Basis grundsätzlich

unabschließbarer Prozess, das heißt als ein weder vollendbarer noch sich quasi von selbst erschöpfender Prozess.

Lacans Begriff des Mehr-Genießens (*plus-de-jouir*) ist, wie es zunächst zu betonen gilt, dem des Genießens (*jouissance*) insofern letztlich gleichbedeutend, als das Genießen unumgänglich einen die vollständige Befriedigung verhindernden Überschuss, das Mehr-Genießen, erzeugt (Lacan 1986: 9; Lacan 1975: 145; Hong 2000: 244). Lacans expliziter Bezug auf Marx' Begriff des Mehrwerts scheint zunächst auf eine vergleichbare Produktionsweise hinzudeuten; Mehr-Genießen als Überschuss ohne Gebrauchswert (Lacan 1986: 9; Lacan 1996: 276f) scheint der Marxschen Unterscheidung des Mehrwerts vom Gebrauchswert und vom Tauschwert zu entsprechen: Der Gebrauchswert wird dort als Nützlichkeit definiert, die unmittelbar an den Warenkörper gebunden ist (Marx 1975: 50), Grundlage des Gebrauchswerts wiederum ist zweckmäßige produktive Arbeit (ebd.: 56ff, 192ff). Zugleich bedeutet Arbeit immer auch unumgänglich Mehrwertproduktion, die die involvierten Faktoren – bei Marx der Mensch, die Natur und der Arbeitsgegenstand – verändert. Damit sind aber zugleich schon wesentliche Unterschiede zwischen Marx und Lacan benannt. Bei Marx nämlich werden „Mensch, Natur, Arbeitsgegenstand" als positiv definierbare und quantifizierbare Größen eingeführt, also als gegebenes ‚Etwas' vorausgesetzt – der Produktionsprozess „erlischt im Produkt" (ebd.: 195). Lacans Begriff des Mehr-Genießens, verstanden als Überschuss ohne Gebrauchswert, also als etwas, „was zu nichts dient" (Lacan 1986: 9), bezieht sich hingegen nicht auf Quantitäten. Es geht hier nicht um ein Mehr an Genießen gegenüber einem Weniger, sondern viel eher um einen Überschuss im Sinn eines Mehr-als-Genießen und somit um eine nicht quantifizierbare Dimension des „Darüber-hinaus",[2] die – als radikale Uneinholbarkeit – die Bewegung des Begehrens aufrechterhält. Das 'Mehr' in Mehr-Genießen ist nicht als Akkumulation zu denken, sondern als *Darüber-hinaus-Verweisen* im Sinn unabschließbarer Verweisketten. Mehr-Genießen als Grund des Begehrens (*Objekt a*) bezieht sich also nicht auf ein positiv definierbares Objekt und ist kein positiv definierbarer Wert. Vielmehr geht es um einen Überschuss des Signifikanten bzw. des Bezeichnens und damit um ein *Über-eine-bestimmte-Bedeutung-hinausweisen*, das eine Fixierung von Bedeutung verhindert (Lacan 1987: 73-128; vgl. Lummerding 2005: 114ff, 258-264). Bei dem Überschuss, von dem hier die Rede ist, handelt es sich also nicht um einen quantifizierbaren, sondern um einen logischen. Demgemäß ist Begehren durch diese Unmöglichkeit einer Fixierung von Bedeutung bedingt und somit als wesentlich sprachlogisch bedingt zu verstehen.

Das Mehr-Genießen bei Lacan impliziert zwar ähnlich wie der Mehrwert bei Marx eine unumgängliche und notwendig unaufhörliche Bewegung.[3] Dennoch werden hier zwei unterschiedliche Ökonomien angesprochen. Im Unterschied zur Akkumulation von Kapital bei Marx, die zur Steigerung der Mehrwertrate mit einer zunehmenden, quantifizierbaren Ausbeutungsrate einhergeht, bezeichnet das Mehr-Genießen die Unmöglichkeit einer Totalität. Denn das unumgänglich jeden Prozess der Produktion von Bedeutung charakterisierende *Über-eine-spezifische-Bedeutung-hinausweisen* verunmöglicht zum einen das Abschließen, Vollenden oder Fixieren jeglicher spezifischer Bedeutung; zum anderen lässt sich eine unendliche Progression per definitionem nicht als absolute, begrenzbare Gesamtheit denken. Das mit dem Begriff des Mehr-Genießens verbundene sprachlogische Konzept des Begehrens ist hinsichtlich einer kritischen Konzeption von *queer* somit von mehrfachem Interesse. Denn im Unterschied zu einem identitätslogischen Verständnis von Begehren, das Begehren an ein bereits spezifisch definiertes (z.B. sexuell definiertes) Objekt knüpft und damit allererst eine Unterscheidung in Gleiches und Anderes bzw. ‚hetero' und ‚homo' erlaubt,[4] ermöglicht ein sprachlogischer Begehrensbegriff eine Argumentation der grundsätzlichen Unmöglichkeit von Identität als kohärente, positiv definierbare Einheit (bzw. Totalität). Vor allem aber wird damit gleichzeitig auch die für je spezifische Identitätskonstruktionen konstitutive, also *ermöglichende* Funktion dieser Unmöglichkeit formulierbar. Dies wiederum bietet eine Argumentationsgrundlage für eine heteronormativitätskritische Entkoppelung von Sexualität und Geschlechtszuordnung.

Geschlecht versus Bedeutung

Um Identität als sprachlich bedingt und das Moment der *Unmöglichkeit* eines ‚Vollendens' und damit ‚Stillstellens' von Identität bzw. Bedeutung in seiner zugleich *ermöglichenden* Dimension benennbar zu machen – und um zu begründen, weshalb jede Identitäts- bzw. Bedeutungskonstruktion zugleich notwendig durch ein *Darüber-hinausweisen* gekennzeichnet ist – wählt Lacan den Terminus des „*Realen*" (Lacan 1987: 175f; Lacan 1988: 55-98; Lacan 1975: 15-55; vgl. Lummerding 2005: 100-104, 116f, 166-174). Dieses *Reale* (als Unmöglichkeit), das er als eine von drei Dimensionen von Sprache, unterschieden vom „Symbolischen" und vom „Imaginären" benennt, ist also keineswegs mit ‚Realität' gleichzusetzen. Ganz im Gegenteil, als Unmöglichkeit eines Fixierens von Bedeutung macht es die unaufhörliche Re-Artikulation immer neuer Realitätskonstruktionen allererst notwendig. Denn diese Unmöglichkeit muss immer wieder aufs Neue verdeckt werden, um das konstitutive Phantasma der Möglichkeit von

Fixierung, also von Sicherheit, aufrecht erhalten zu können – um also ‚Etwas' anstelle von ‚Nichts' zu setzen. Genau in diesem Sinn, d.h. aufgrund dieser *Unmöglichkeit* einer Totalität, ist der Prozess der Herstellung von Bedeutung *konstitutiv* und damit realitätserzeugend (vgl. Lummerding 2005: 126, 155ff, 265ff).

Inwiefern dieser Prozess nur als differenzieller denkbar ist, zeigt sich beispielhaft an der Frage der Sexuierung, insofern als Existenz Subjekten nur als sexuierte verfügbar ist. Entgegen jeglicher biologistischen Erklärung heißt dies nichts anderes, als dass Existenz immer das Resultat einer Differenzierung ist, die sich auf keinerlei biologisch oder anders definierte Vorgängigkeit stützen kann. Dafür ist die Konstruktion einer Andersheit notwendig. Der sprachlogische Vorgang der Differenzierung (und nicht etwa vermeintlich vorgängige Identitäten oder Materialitäten) ist in diesem Sinn subjekt-*konstituierend*. Um zu verdeutlichen, inwiefern jegliche Identität demnach *Folge* und nicht Grundlage einer Differenzierung, also eines sprachlichen Prozesses ist (und gerade in diesem Sinn: Realität), will ich mit Joan Copjec vorschlagen, Geschlecht als Kategorie neu zu denken (Copjec 1994: 201-236). Damit will ich vorschlagen, gerade jene traditionell essentialistisch konnotierte Kategorie anti-essentialistisch neu zu definieren, und das auf radikalere Weise, als Geschlecht einfach mit je spezifischen diskursiven Konstruktionen von Identität (also z.B. Gender-Konstruktionen) gleichzusetzen. Vielmehr soll in dieser Neukonzeption Geschlecht als sprachlogisches Moment der Unmöglichkeit definiert werden, womit die *Voraussetzung* jeglicher diskursiven Konstruktion begreifbar zu machen ist, *ohne* sich auf Vorstellungen vermeintlich prädiskursiver Vorgängigkeiten zu stützen (vgl. Lummerding 2005: 97-148, 265-275). Diese Unmöglichkeit, Bedeutung zu schließen bzw. zu fixieren, weist nicht nur jede Konstruktion von Identität als notwendig phantasmatische aus, sondern bedeutet vor allem auch den Grund, weshalb jede Übersetzung in eine ‚Binarität', in gegensätzliche symbolische Einschreibungen, scheitern muss. Denn Binarität impliziert zwei eindeutig definierte Totalitäten, was per definitionem jedoch unmöglich ist. Dieses ‚Scheitern' bzw. dieses *Über-eine-bestimmte-Bedeutung-hinausweisen* ist also nicht nur in höchstem Maß produktiv, es ist die einzig verfügbare Form der Produktivität (Lummerding 2005: 126, 155ff, 265ff; Lummerding 2007a+b). Dass die Notwendigkeit einer Differenzierung gerade keine spezifische Form der differentiellen Einschreibung festlegt bzw. je spezifisch rechtfertigt, bedeutet, dass keine Identitäts- bzw. Realitätskonstruktion und keine soziosymbolische ‚Norm' gegenüber einer beliebigen anderen eine privilegierte Legitimität beanspruchen kann. Dies schließt auch eine Berufung auf Kategorien wie ‚Natur' aus. Genau an

diesem Punkt ist daher auch das Moment des *Politischen* anzusetzen. Dieses ist somit der Dimension des *Realen* zuzuordnen und mit Claude Lefort und Ernesto Laclau von ‚Politik' als Dimension des Soziosymbolischen zu unterscheiden. Während das *Politische* (*le politique*) in diesem Sinn eine Konfrontation mit dem Moment radikaler Inkohärenz (also der Unmöglichkeit von Fixierung) bedeutet, bezeichnet Politik (*la politique*) die je spezifischen Einschreibungen im Symbolischen als Versuche, mit dieser Inkohärenz umzugehen und sie durch die phantasmatischen Konstruktionen von Kohärenz vorübergehend zu verdecken (vgl. Lefort 1986; Laclau 1990).

Es ist also eine dezidiert politische Überlegung, die für die VerWendung gerade des Terminus Geschlecht (als analytischen Begriff) spricht, um eben nicht ‚Etwas' (quasi ‚vorsprachlich Vorhandenes') zu bezeichnen, sondern um das Moment des Realen – und damit die sprachlich bedingte Notwendigkeit einer Differenz als solcher – in ihrer konstitutiven Funktion für die je immer nur temporäre Herstellung von ‚Subjekt' im Sinne einer Identitätsposition deutlich zu machen. Dies erlaubt, gerade an diesem traditionell essentialistisch konnotierten Begriff Geschlecht beispielhaft die absolute Unverfügbarkeit jedweder Vorgängigkeit (also quasi ‚natürlicher Gegebenheit') festzumachen. Geschlecht als Unmöglichkeit kann in diesem Sinn also nicht mit den symbolischen Einschreibungen bzw. Differenzkonstruktionen – zum Beispiel mit Gender-Konstruktionen – gleichgesetzt werden. Vielmehr ist die Kategorie Geschlecht als deren sprachlich-logische Voraussetzung auf der Ebene des *Realen* zu verstehen, die zugleich deren Schließung bzw. Fixierung verunmöglicht. Das Moment des *Realen* determiniert nicht, was sich auf der Ebene des Soziosymbolischen und damit auf der Ebene der Politik einschreibt. Vielmehr bedeutet das Moment des *Realen* den Grund, weshalb sich das, was sich auf dieser Ebene einschreibt und damit als ‚Realität' hergestellt wird, niemals etwas anderes sein kann als das vorläufige Resultat hegemonialer Auseinandersetzungen – und genau aus diesem Grund anfechtbar ist (vgl. Lummerding 2005: 159ff, 265ff). Jeder Anspruch auf eine ‚Eigentlichkeit' oder ‚Unvermitteltheit' erweist sich somit als Phantasma; jede Realitätskonstruktion ist in diesem Sinn immer schon vermittelt. Daher ist jede Artikulation als Produktion von Bedeutung und Identität gerade in dem Sinn politisch, als sie sich eben nicht auf eine ‚Garantie' bzw. Legitimation berufen kann – und genau darin begründet sich Verantwortung. Entscheidend in diesem Sinn ist die Anerkennung und Verknüpfung zweier Aspekte, nämlich die Anerkennung sowohl der Unumgänglichkeit von Differenzierung als auch des notwendig phantasmatischen Charakters je spezifischer Differenzkonstruktionen bzw. der Unmöglichkeit einer Eigentlichkeit

oder Vorgängigkeit als vermeintlich außersprachliche Referenz, um die daraus resultierende Verantwortung wahrzunehmen.

„Mehrwert *queer*" – Marketing-Instrument oder politische Metapher?

Queere Repräsentationspraxen lassen sich als Ansätze der Bedeutungsproduktion verstehen, die mit dem Anspruch verknüpft sind, genau jene binäre Identitätslogik eines Denkens in absoluten, berechenbaren und akkumulierbaren Größen anzufechten. Wenn nun davon auszugehen ist, dass sowohl eine Ökonomie der Akkumulation wie auch eine binäre Logik im Widerspruch stehen zu als *queer* bezeichneten Repräsentationspraxen, dann stellt sich die Frage, wie sich der oben genannte Anspruch einer Kritik an Identitätslogik bzw. entsprechenden Praxen identifizieren lassen, ohne mit dieser Benennung zugleich genau diesen Anspruch zu unterlaufen. David L. Engs, Judith Halberstams und José Muñoz' Definition zum Beispiel von „queerness" als „politische Metapher ohne fixe Referenz" (Eng/Halberstam/ Muñoz 2005: 1) kann als ein Versuch in diese Richtung gesehen werden. Die Frage ist aber, auf welche Weise sich dieser Versuch radikalisieren ließe, um phantasmatische Schließungen in Form etwa eines Labels, mit dem eine scheinbar klare Bedeutung wie selbstverständlich assoziiert wird, weitestgehend zu vermeiden. *Queer* als Bezeichnung, also als soziosymbolische Konstruktion und somit Differenzkonstruktion, ist in diesem Sinn auf der Ebene der Politik zu verorten. Damit wäre ein Zweck erfüllt, also gewissermaßen ein Gebrauchswert verbunden, der in der Differenzierung zu dem, wogegen sich der Begriff richtet, besteht. Gerade weil Differenzierung aber Identität (Bedeutung) herstellt, wird gleichzeitig genau dies zum Problem, insofern als damit die Möglichkeit eines „Queer-*Seins*" im Sinn eines positiv definierbaren Werts suggeriert wird.

Die damit aufgeworfene, in ethischer wie politischer Hinsicht relevante Frage, auf welche Weise mit der Unumgänglichkeit von Differenzierung umzugehen wäre, ohne binäre Identitätslogiken zu reproduzieren, möchte ich mit einem Verweis auf den Zusammenhang zwischen der *Unmöglichkeit* von Identität als positiv definierter Einheit und dem *Politischen* bzw. der *Verantwortung* beantworten (vgl. Lummerding 2005: 151-158, 265-275). Denn wenn die Bezugnahme auf eine außersprachliche Referenz unmöglich und damit auch kein Ideal des Guten und Rechten jenseits gesellschaftlich-diskursiver Konstruktionen verfügbar ist, dann lässt sich Ethik und Verantwortung nicht moralisch, also nicht durch ein Ideal eines Guten begründen, sondern ganz im Gegenteil gerade durch die Unverfügbarkeit einer derartigen Garantie. Das bedeutet, dass sich jede Entscheidung ohne jeglichen Rückhalt allein über ihre Artikulation

innerhalb spezifischer hegemonialer Kontexte im Verhältnis zu anderen Artikulationen zu rechtfertigen hat und als solche anfechtbar bleibt.

Um *queer* als analytischen Begriff zu stärken und den Anspruch einer Kritik an Identitätslogik benennen zu können, ist der Umstand produktiv zu machen, dass auch der Begriff *queer* als Bezeichnung per definitionem in seiner Bedeutung nicht fixierbar ist und sich ebenso wenig wie jede andere soziosymbolische Konstruktion auf eine außersprachliche Referenz berufen kann. Genau diesen Umstand gilt es als Moment des Politischen wahrzunehmen und zu beanspruchen. Von daher ist es wichtig, immer wieder aufs Neue explizit zu machen, dass die Ansprüche und Konsequenzen der damit bezeichenbaren Praxen keineswegs auf Fragen der sexuellen Identität, der Sexualität oder auf eine Kritik von Heteronormativität im Sinn von Sex und Gender reduzierbar sind, sondern jegliche Konstruktion von Bedeutung und damit Realität betreffen. Denn das Ausweisen jeglicher Realitätskonstruktion als lediglich temporäres Resultat hegemonialer Ausverhandlungsprozesse[5] bildet einen notwendigen Verweis auf deren Anfechtbarkeit. Dazu und vor allem um verständlich zu machen, *weshalb* jegliche Realitätskonstruktion niemals etwas anderes sein *kann* als ein solches temporäres Resultat hegemonialer Ausverhandlungsprozesse – weshalb also auch die Verkoppelung von Sexualität und sexueller Identität nur ein hegemoniales Konstrukt sein kann – ist es notwendig, das Moment des *Realen* (als konstitutive Unmöglichkeit einer Fixierung von Bedeutung) als Voraussetzung von Produktion zu berücksichtigen. Letztere definiert sich damit notwendig immer über ein Mehr-Genießen.

Eine ökonomische Logik des Werts bzw. Mehrwerts erscheint demgegenüber insofern problematisch, als sie etwa einer aktuell dominierenden, der Tradition des Liberalismus nach wie vor verpflichteten politischen Theorie und Praxis wenig entgegenzusetzen hat. Denn insofern als sich liberale Prinzipien wie etwa eine liberale Definition von Freiheit, das Ideal einer Systemstabilisierung, aber auch die Forderung einer Verteilungsgerechtigkeit wesentlich auf Identitätslogik stützen, sind etwa Privilegierte und Benachteiligte einer Gesellschaft dabei als Identitäten unhinterfragt vorausgesetzt. Die Frage nach deren Hervorbringung ist auf diese Weise nicht formulierbar. Ein Rekurs auf Warenproduktion, Ausbeutung und auf eine die Kapitalakkumulation fokussierende Kapitalismuskritik ist daher nicht geeignet, liberale Identitätslogik auszuhebeln, weil hier gleichermaßen identitätslogisch argumentiert wird.

Es geht also nicht um eine Quantifizierbarkeit eines ‚mehr' oder ‚weniger' *queer* (als Wert), sondern viel eher um die Beanspruchung und Forcierung einer unumgänglichen Bewegung,

indem anstelle des Zuflucht-Suchens bei den phantasmatischen Sicherheiten binärer Identitätskonstruktionen vielmehr – mit dem Hinweis auf deren notwendig phantasmatischen Charakter – die Anfechtbarkeit je spezifischer Realitätskonstruktionen beanspruchbar wird. Das heißt auch, die je eigene Identitätsposition zur Disposition zu stellen und anstatt vermeintlicher Sicherheitsgarantien die ZuMutung eines fundamentalen Risikos zu suchen. Zwar ist nicht auszuschließen, dass ein „Mehrwert queer" quasi als Gebrauchswert in Form eines *Labels* und als Marketing-Instrument in aktuellen Lifestyle-Ökonomien operationalisiert wird und auf diese Weise als Sicherheitsgarantie einer spezifischen Definition von Identität fungiert. Genau dieses Festhalten aber an vermeintlichen Sicherheiten gilt es im Sinn einer Kritik an identitätslogischen Positionen anzufechten, um jegliche Identitäts-, also Bedeutungs- bzw. Realitätskonstruktion (d.h. konkrete Politik) mit dem Moment des Politischen zu konfrontieren und damit verhandelbar zu halten. Es macht einen entscheidenden Unterschied, ob ich lediglich auf den Umstand der Konstruiertheit verweise oder ob ich aufzeige, *weshalb* das, was ich als Realität wahrnehme, grundsätzlich nichts anderes sein kann als eine Konstruktion.

Entscheidend vor allem in einem demokratiepolitischen Sinn ist, dass die Unverfügbarkeit einer außersprachlichen Referenz nicht nur in Bezug auf Subjektidentität geltend zu machen ist, sondern ebenso für kollektive Identitäten (Gesellschaft bzw. ein ‚Gemeinwesen' ist ebenso wenig als Totalität definierbar) wie für jede andere Realitätskonstruktion. Während etwa Identitäts- und Quantifizierungslogiken (sowohl einer marxistischen Kapitalismuskritik wie auch des Liberalismus) nicht nur Subjektidentitäten, sondern auch das Vorhandensein einer spezifischen und damit begrenzten Menge an definierten Ressourcen (dazu gehören auch Rechte) als Basis ihrer Gesellschaftskonzepte voraussetzen, kann demgegenüber eine identitätskritische Definition von Demokratie nicht der Logik einer Verteilungsgerechtigkeit oder von Minderheitenpolitiken folgen. Vielmehr wäre sie als Aufrechterhaltung von Auseinandersetzung zu verstehen, die sich auf die sprachlogisch begründete *Unmöglichkeit* eines spezifischen Ideals von Gemeinwesen oder Gemeingut beruft und die diese konstitutive Unmöglichkeit als Möglichkeitsbedingung beanspruchbar macht.

Literatur

Butler, Judith (2001 [1997]): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*, Übers. Reiner Ansén, Frankfurt/M.: Suhrkamp. (*The Psychic Life of Power. Theories in Subjection*, Stanford: University Press 1997).

Copjec, Joan (1994): "Sex and the Euthanasia of Reason". In: Joan Copjec, *Read my Desire. Lacan against the Historicists*, Cambridge/MA, London: The MIT Press, 201-236.

Derrida, Jacques (1976 [1972]): "Die Différance". Übers. Eva Pfaffenberger-Brückner. In: Jacques Derrida, *Randgänge der Philosophie*, Frankfurt/M.: Ullstein (*Marges de la philosophie*, Paris: Minuit), 6-37.

Eng, David L./Halberstam, Judith/Muñoz, Jose Esteban (2005): "Introduction: What's Queer about Queer Studies Now?". In: *Social Text*, Special Issue: *What's Queer about Queer Studies Now?*, hg. von David L. Eng/Judith Halberstam/José Esteban Muñoz, 84-85 (fall/winter), Durham: Duke University Press, 1-16.

Hong, Joon-kee (2000): *Der Subjektbegriff bei Lacan und Althusser*, Frankfurt/M., Berlin, Wien: Lang.

Lacan, Jacques (1975 [1966]): *Die Schriften II.* Übers. Chantal Creusot/Norbert Haas, Olten, Freiburg im Breisgau: Walter (*Écrits II*, Paris: Seuil).

Lacan, Jacques (1986 [1975]): *Encore. Das Seminar. Buch XX (1972-73)*. Übers. Norbert Haas/Vreni Haas/Hans-Joachim Metzger, Weinheim, Berlin: Quadriga (*Livre XX, Encore*, Hg. Jacques-Alain Miller, Paris: Seuil).

Lacan, Jacques (1987 [1973]): *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Das Seminar Buch XI*. Übers. Norbert Haas, Weinheim, Berlin: Quadriga 1978, 1980, 3. Auflage (*Les quatre concepts fondamentaux de la psychanalyse*, Paris: Seuil).

Lacan, Jacques (1988 [1970]): „Radiophonie". In: Ders., *Radiophonie. Television*. Übers. Hans-Joachim Metzger, Weinheim, Berlin: Quadriga, 7-54 („Radiophonie", in: *Scilicet*, 2-3, 1970).

Lacan, Jacques (1996 [1986]): *Das Seminar, Buch VII (1959-1960). Die Ethik der Psychoanalyse.* Übers. Norbert Haas, Weinheim, Berlin: Quadriga (*Le seminaire. Livre VII. L'éthique de la psychanalyse, (1959-1960),* Hg. und Texterstellung Jacques-Alain Miller, Paris: Seuil).

Laclau, Ernesto (1990): *New Reflections on the Revolution of our Time*, London: Verso.

Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (1991 [1985]): *Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus*. Übers. Michael Hintz/Gerd Vorwallner, Wien: Passagen (*Hegemony and Socialist Strategy. Towards a Radical Democratic Politics*, London: Verso).

Lefort, Claude (1986): *Essais sur le politique: XIXe-XXe siècles*, Paris: Seuil.

Lummerding, Susanne (2005): *Agency@? Cyber-Diskurse, Subjektkonstituierung und Handlungsfähigkeit im Feld des Politischen*, Wien, Köln, Weimar: Böhlau.

Lummerding, Susanne (2007a): „Sex revisited. *Geschlecht* versus Bedeutung". In: Irene Dölling/Dorothea Dornhof/Karin Esders/Corinna Genschel/Sabine Hark (Hg.): *Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht. Transdisziplinäre Interventionen*, Königstein/Ts.: Ulrike Helmer, 224-235.

Lummerding, Susanne (2007b): Das *Reale*, das *Politische* und eine Reformulierung von *Geschlecht*. Unmöglichkeit als Möglichkeitsbedingung. In: *Feministische Studien*. *Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* 25 (2), 299-310.

Marx, Karl (1975 [1867/1885/1894]): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band, Buch I: Der Produktionsprozess des Kapitals*, Berlin: Dietz Verlag.

[1] „[Der Kapitalist] will nicht nur einen Gebrauchswert produzieren, sondern eine Ware, nicht nur einen Gebrauchswert, sondern Wert, und nicht nur Wert, sondern auch Mehrwert." (Marx 1975: 200ff).
[2] Vgl. Derridas Konzept der *différance* (Derrida 1976: 6-37).
[3] Dabei imaginierte Marx diese Bewegung, wie gesagt, sehr wohl als potentiell endende (Marx 1975 [1867]: 195).
[4] Ein derartiges Verständnis von Begehren bildet die Basis für z.B. Judith Butlers Argumentation der Grundlage für Geschlechtszugehörigkeit bzw. *gender*, die Butler zufolge auf den ‚Verlust' eines spezifischen *Objekt*-Bezugs, eines ‚verworfenen Begehrens' bzw. auf eine verworfene „leidenschaftliche Bindung" an das „*gleiche* Geschlecht" zurückzuführen sei. Diese Argumentation setzt eine definierte Identität schon voraus, um ein ‚Objekt des Begehrens' überhaupt als ‚gleich'/'homo' oder ‚anders'/'hetero' klassifizieren zu können (vgl. Butler 2001: 125-141, 151-156, 168f; siehe dazu kritisch: Lummerding 2005: 165-171).
5 Mit der Bezeichnung *hegemonial* will ich unter Bezugnahme auf Laclau/Mouffes Rekurs auf Gramscis Hegemoniebegriff deutlich machen, dass es (entgegen romantischer Vorstellungen oppositioneller Orte oder Positionen ‚jenseits' der Macht) keinen machtfreien Raum gibt und in diesem Sinn Macht nicht Positionen oder Identitäten zuzuordnen ist, sondern dass Identitäten in Prozessen des Ausverhandelns allererst laufend neu hergestellt werden (vgl. Laclau/Mouffe 1991: 27ff, 109-137, 198, 219ff).